

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Moxos-Indianer

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

hatte, welcher die beste Niederlassung auf viele Meilen weit gewährte.

Weissen Manns Gut hin — Siour Hunde verbrannt, sagte Wan-ti-mo, indem er das Kind wieder in die Arme seiner Mutter legte: das nichts dort drunten — zu viel Baum — zu viel naß — zu harte Arbeit. Hier Baum genug — Land genug — dies indianisch Gut!

Wilson faßte die Hand des Penobscoten, dankte ihm auf's Wärmste und war alsbald entschlossen, hieher überzusiedeln. Sie kehrten zu den Trümmern des Hauses zurück, wo er seinen Entschluß mittheilte, und die Nachbarn, die ihn so rechtzeitig vom Untergang gerettet hatten, bereitwillig fand, ihm bei seinem Neubau an die Hand zu gehen. Die Uebersiedlung kam, jedoch nicht ohne harte und mühselige Arbeit, zu Stande. Sie bewährte sich aber als ein höchst glücklicher Tausch, und

von dieser Stunde nahm das Gedeihen der Auswanderer seinen Anfang. Sie hatten fruchtbare Felder und Weideland im Ueberflus, Wald und Holz in Fülle. Allmählig erhob sich eine Reihe von Blockhäusern. Durch ihr Kapital wurden die Pflanzler in den Stand gesetzt, ihr Eigenthum zu vervollkommen und käuflich zu übernehmen. Nicht lange währte es, so umgab ein Dorf die Stelle, wo einst Wilson's einsame Hütte gestanden war. Der Penobscote wurde als Wildschütz angestellt, und wie das Alter über ihn kam, fehlte es ihm nicht an guter Pflege. Amy, so oft sie auf ihr wohlgebedehenes, glückliches Häuflein Kinder sah, freute sich des Schutzes, den sie einst dem armen Flüchtling gewährt. Sie hatte ihn seinen Feinden entrisen, und all ihr nachheriges Glück, das ganze Wohlergehen derer, die sie liebte, war aus der Dankbarkeit des Wilden entsprungen.

Die Moyos-Indianer.

(Tafel 26.)

Wie wir von dem südamerikanischen Indianervolke reden, welches wir auf unserer Tafel in seiner Nationaltracht dargestellt haben, wollen wir einige allgemeine Bemerkungen über die Bevölkerung Südamerikas vorausgehen lassen. Dieselbe besteht höchstens in etwa 15 Millionen Menschen. Diese Menschenzahl ist auf die ungeheure Landfläche von beinahe 327,000 Quadratmeilen vertheilt und ist demnach im Vergleich mit europäischen Landstrichen überaus gering, während sie bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens eben so groß und noch größer sein könnte. Die Civilisation und Cultur ist an vielen Orten noch sehr wenig verbreitet, und so kommt es, daß manche Gegenden, wo die Natur in jeder Hinsicht ihre schönsten Reichtümer entfaltet, wo die edeln Metalle am reichlichsten gefunden werden, und die eingeführten wie die einheimischen Produkte des Pflanzen- und Thierreiches herrlich gedeihen, dennoch, wegen Mangel an genügendem Anbau, die Herberge lästiger Insekten, namentlich der Musquitos, oder die Wiege des gefährlichen gelben Fiebers sind.

Von Naturforschern ist Südamerika besonders in den letzten Jahrzehnten häufig besucht worden, und alle

bezeichnen es als ein Land, dem eine schöne Zukunft bevorsteht, wenn es zunächst die Wehen der ersten Entwicklung überwunden haben wird. Die bekanntesten unter diesen Reisenden sind Alexander v. Humboldt, der Prinz von Neuwied, Spix, v. Martius und der Franzose d'Orbigny, aus dessen reichhaltigem Reisetagebuch wir mehrere Mittheilungen über die südamerikanischen Indianer entziehen haben.

Die jetzige Bevölkerung von Südamerika zerfällt in drei Hauptgruppen, welche durch vielfache Vermischung oft in unzähligen Abstufungen in einander übergehen. Die Bewohner sind nämlich entweder Indianer, oder sie sind eingewanderte Europäer, oder als Sklaven eingeschleppte schwarze Afrikaner. Zur Zeit der ersten Niederlassung der Europäer fanden sich nur Indianer in diesem Welttheile. Der civilisirte Europäer schleppte die Neger herbei, weil sie ihm kräftiger und zur Arbeit tauglicher zu sein schienen als die Eingebornen. Den Negern, welche später in Amerika geboren wurden, aber von Negern abstammten, gab man den unterscheidenden Namen Creol-Neger.

Die Indianer sind unter sich wieder außerordentlich



Landesbibliothek
Karlsruhe

verschieden. Man unterscheidet namentlich die sogenannten kupferfarbenen von denen, welche mehr eine gelbliche Hautfarbe haben und unter sich wieder in Gestalt, Sprache und Sitten sehr verschieden sind. Manche Gelehrte haben die Ansicht aufgestellt, daß die kupferfarbigen in uralter Zeit, wahrscheinlich vor unserer Zeitrechnung, aus Asien, wahrscheinlich im Norden desselben, wo die Küsten beider Erdtheile sich näher liegen, eingewandert seien und sich über die beiden Hälften des neuen Continents verbreitet hätten, daß dagegen die übrigen Indianer später aus verschiedenen Gegenden Asiens, vielleicht selbst von den Inseln des stillen Meeres, zu verschiedenen Zeiten herübergekommen und sich in Amerika theils an verschiedenen Orten angesiedelt hätten, theils aber auch durch Kriege, Wanderungslust und Naturereignisse zerstreut worden seien. Namentlich sei zu vermuthen, daß der stärkere kupferfarbige Stamm die anders gefärbten in vielen Fällen überwunden, zu Sklaven gemacht und nach verschiedenen Gegenden verschleppt habe.

Die Sprachverschiedenheit der Indianer ist am auffallendsten, wenn man die Verhältnisse Amerika's und Asiens mit einander vergleicht. In Asien findet man auf ganzen Strecken von hundert und mehr Meilen oft nur dialektische Abstufungen einer und derselben Sprache; in Amerika reden die nächsten Nachbarn sehr oft ganz verschiedene Sprachen und bezeugen damit wohl die Verschiedenheit ihrer Abstammung. Noch mehr ist dies der Fall, wenn man die Statur des kleinen schwächlichen Peruaners mit der des großen kräftigen Patagoniers vergleicht.

Die genaueste Berücksichtigung aller Verhältnisse, wie sie namentlich in den letzten Jahrzehnten, besonders von Seiten Alexanders v. Humboldt's und des Franzosen Alcide d'Orbigny stattgefunden hat, wird hierüber gewiß noch manches Licht verbreiten, und es ist sogar zu erwarten, daß bei gehöriger Würdigung der natürlichen Einflüsse der Vertikalitäten, des Klimas, der Ernährungs- und Lebensweise die zahlreichen Gruppen sich endlich noch als verschiedene Abstufungen einiger wenigen Hauptgruppen herausstellen werden.

Außerst interessant ist in dieser Beziehung die Beobachtung von d'Orbigny. Dieser eifrige Forscher hat nämlich beobachtet, daß, wenn man bloß die Bewohner der Ebenen in der südlichen Hälfte von Südamerika berücksichtigt und sich immer weiter nach Norden wendet, wirklich in der Körperbildung ein allmählicher Uebergang von den Patagoniern zu den Peruanern, von diesen zu den Charruas-Indianern, zu den Bo-

cobis, den Tobas, den Chiquitos und endlich zu den Moros-Indianern nachgewiesen werden kann, daß dagegen die Bergbewohner stets auffallend von den Bewohnern der Ebenen unterschieden sind und auch nicht unter sich die Annäherung der Breitengrade ihrer Wohnorte so deutlich bezeugen, wie die Bewohner der Ebenen, was wahrscheinlich davon herrührt, daß hier in klimatischer Hinsicht zwei Factoren, die örtliche Erhebung und die geographische Breite, ihren Einfluß äußern.

Die Moros-Indianer, welche wir auf unserer Tafel sehen, bewohnen das nördliche Bolivia, im Osten von Brasilien, im Westen von Peru begrenzt. Ihr Land wird von dem Beni-Flusse und dessen Zuflüssen und im äußersten Osten von dem Mamoré bewässert. An der Nordostgrenze ihres Landes vereinigen sich diese Flüsse und bilden den Rio Madeira, einen der bedeutendsten Nebenflüsse des Amazonenstromes.

Die Moros sind gutmüthig und gastfrei, allein sie zeigen, wie die meisten Indianer, ein in den früheren Schicksalen des Landes begründetes Mißtrauen, welches von Unkundigen leicht für Verdrießlichkeit und Verstocktheit ausgelegt werden kann. Sie sind gleichgültig gegen Wohlhabenheit; aber welche Vortheile könnte dieselbe ihnen schaffen, da bis jetzt wenigstens die reiche Natur ohne alles Zuthun der Menschen für die natürlichen Bedürfnisse derselben sorgt, und sie noch keine künstlichen Bedürfnisse kennen. Sie zeigen sich nicht abgeneigt, dem Fremden, der ihr Vertrauen gewonnen hat, Dienstleistungen zu thun, für welche seine eigenen Hände nicht ausreichen; will er sie aber etwa durch Geld dazu vermögen, so antworten sie, sie hätten keinen Hunger. Sie scheinen verträglich unter einander zu sein und leben in der Ehe; aber die meisten ihrer Arbeiten werden von den Frauen versehen. Ihre Gestalt ist kräftig, aber bartlos. Die Gesichtsbildung hat sehr viel Ähnliches mit der des Europäers: der Schädel ist schön geformt, die Nase nicht platt, das Haupthaar schwarz und schlicht. Männer und Frauen lassen es über den Rücken hinabhängen und betrachten dies, wie fast alle Indianer, als das Zeichen ihrer Freiheit zum Unterschiede von den Sklaven, denen der Indianer als Zeichen der Knechtschaft das Haar abschneidet. An den Ohren tragen die Frauen Ohrringe und anderes Geschmeide. Die Kopfbedeckung besteht in einem breit berandeten, nach oben etwas verengten Hute, und außer diesem macht ein weites, sackähnliches, meist buntgefärbtes Gewand mit kurzen Ärmeln ihre ganze Kleidung aus. Sie lieben die Ufergegenden und sind sehr geschickte Ruderer.